

Daniel Stalder und Damaris Gut

«Literatur kann zu einer Kultur der Empathie beitragen»

Ein Gespräch mit Johannes Gruntz-Stoll über Erzählte Behinderung

Einführung

Was kann Literatur über Behinderung leisten? Diese Frage drängt sich auf, wenn wir uns mit Erzählter Behinderung befassen. Um uns einer Antwort anzunähern, haben wir mit Johannes Gruntz-Stoll darüber gesprochen, was wir von literarischen Texten lernen können, wie Behinderung literarisch gestaltet wird, ob die Darstellungen glaubwürdig sind und inwiefern Narrationen in der Heilpädagogik fruchtbar eingesetzt werden können.

Introduction

Que peut apporter la littérature sur le handicap ? Cette question s'impose lorsque l'on aborde le « handicap raconté ». Afin d'obtenir une amorce de réponse, nous nous sommes entretenus avec Johannes Gruntz-Stoll sur ce que l'on peut apprendre des textes littéraires, sur la manière dont le handicap est façonné par la littérature, sur la crédibilité des représentations et sur la question de savoir dans quelle mesure les narrations peuvent être mises à profit en pédagogie spécialisée.

Permalink: www.szh-csps.ch/z2022-07-01

SZH: Herr Gruntz-Stoll, was müssen sich unsere Leserinnen und Leser unter «Erzählter Behinderung» vorstellen?

Johannes Gruntz-Stoll: Der Begriff hat zwei Bedeutungen: Zum einen ist damit gemeint, dass man Behinderung *erzählen* kann – also nicht nur erleben, beobachten oder fachlich beschreiben. In die Erzählungen fliessen zum Beispiel Erfahrungen mit Beeinträchtigungen, Verletzungen, Krankheiten oder mit besonderen Bedürfnissen ein. Das sind Themen, welche die Menschen beschäftigen und von denen sie erzählen möchten.

Zum andern kann man den Begriff im Kontext der Wissenschaft betrachten, nämlich als Forschungsschwerpunkt. Man untersucht zum Beispiel, welche Erzählthemen, Erzählformen und Erzählperspektiven es überhaupt gibt, wenn es um Menschen mit Behinderungen geht. Man kann versuchen, das Erzählen über ein Leben mit Beeinträch-

tigung, über Einschränkungen, Verletzungen und Aussonderungen genauer zu erheben – indem man Menschen befragt und ihnen die Gelegenheit gibt, zu erzählen. Oder man nimmt Texte zur Hand, die sich mit diesen Themen befassen und schaut, was man daraus lernen kann.

Das heisst also, dass sich Erzählte Behinderung nicht zwingend auf literarische Texte beschränken muss?

Genau. Der Begriff «Erzählung» verweist für mich nicht unbedingt auf Literatur, sondern ist primär im Alltag zu verorten. Als ich 1979 mein Studium begann, vollzog sich in der Pädagogik eine empirische Wende – von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft. Die Leistungsfähigkeit des Bildungssystems musste messbar werden. Das hat mich aber etwas gelangweilt. Denn was haben Normalverteilungskurven und statistische Korrelationen

mit der Wirklichkeit zu tun? Als Lehrperson habe ich ja immer ein ganz bestimmtes Kind mit seinen spezifischen Bedürfnissen vor mir. In vielem waren die Kinder für mich grosse Rätsel, ich hätte sie gerne besser verstanden. Was bewegt sie? Was ist ihnen wichtig? Mir schien damals, dass sich die empirische Wissenschaft dafür nicht interessierte.

In dieser Zeit erschien das Buch *Aus Geschichten lernen* von Dieter Baacke und Theodor Schulze. Diese literarischen Texte über die Erfahrungen von Kindern haben mich fasziniert. Sie fordern dazu auf, zu verstehen, was Kinder überhaupt erleben. Als Unterschied zur empirischen, erziehungswissenschaftlichen Sichtweise geht es in der Literatur immer auch darum, was eine Person fühlt, spürt und erlebt. Das fand ich viel spannender. Dieses Buch von Baacke und Schulze entfachte bei mir die Lust, literarische Texte zu lesen. Und das mit der Überzeugung, auch aus diesen Texten lernen zu können, da in ihnen sehr viel Wissen steckt.

Nachdem Sie Ihre Freude an literarischen Texten als Quelle pädagogischen Wissens entdeckt hatten, begannen Sie sich ab den 1990er-Jahren intensiver mit Erzählter Behinderung auseinanderzusetzen.

Zu diesem Schritt kam es, weil ich als Dozent in jeder Vorlesung eine kurze literarische Sequenz eingebaut hatte. Dabei fiel mir auf, dass die Studierenden jeweils besonders aufmerksam waren und durch die Textbeispiele auf eine andere Art berührt wurden. Das waren für mich wichtige Erfahrungen. Ich merkte, dass es sinnvoll ist, den Studierenden das Thema Behinderung durch literarische Textbeispiele aus einem anderen Blickwinkel näher zu bringen. Denn es sind die Geschichten, in denen das Leben steckt.

Welches Ziel verfolgten Sie bei der Auseinandersetzung mit Erzählter Behinderung?

Ich hatte gleich mehrere Ziele. Gemeinsam mit meinen Kolleginnen und Kollegen wollte ich zu diesem Thema publizieren und eine grosse Tagung organisieren, um Menschen für das Thema zu gewinnen. Ausserdem wollte ich eine Datenbank einrichten, die anderen Personen einen schnellen und einfachen Zugriff auf die literarischen Texte ermöglichen würde, in denen es um Behinderung geht. Ich habe gezielt recherchiert und hatte nach einigen Jahren 432 Bücher zusammengetragen. Danach habe ich sie nach bestimmten Kriterien kategorisiert und in eine Datenbank eingelese, um sie untereinander vergleichbar zu machen. Dieses Projekt ist geglückt, und die Datenbank gibt es dank des SZH immer noch.¹

Wenn wir über Erzählte Behinderung sprechen, meinen wir damit Literatur, in der das Thema Behinderung vorkommt oder sogar verhandelt wird. Diese Literatur wird mehrheitlich von Menschen verfasst, die keine Beeinträchtigung haben. Sind deren Auseinandersetzungen mit dem Thema Behinderung überhaupt glaubwürdig?

Diese Frage ist berechtigt. Muss eine Autorin oder ein Autor etwas selbst erlebt haben, um davon erzählen zu können? Die gleiche Frage stellt sich auch für andere Themen wie Erfahrungen mit schwerer Krankheit oder mit Diskriminierung. In der Literatur erzählen die Schreibenden immer auch von Dingen, die sie sich ausdenken. Die Leserinnen und Leser sind sozusagen Wächter darüber,

¹ www.szh.ch/datenbanken/erzaehlte-behinderung

ob das Erzählte überhaupt möglich ist. Denn was erzählt wird, muss auch nachvollziehbar sein. Deshalb denke ich, dass es möglich ist, Erfahrungen mit Behinderung zu erzählen, ohne diese Erfahrung selbst gemacht zu haben. Es gibt sicher gewisse Behinderungsarten, bei denen es naheliegender ist, dass jemand als betroffene Person selbst darüber schreibt. Ein Beispiel dafür wäre die Autorin Ursula Eggli; sie hatte eine Körperbehinderung. Anders ist die Situation bei Georg Paulmichl; er hatte eine kognitive Beeinträchtigung und schrieb – allerdings nicht selbst, sondern mit Unterstützung von seinem Betreuer. Sind seine Texte also wirklich von ihm? Ich beurteile sie als glaubwürdig und aufschlussreich. Die Frage nach der Authentizität und Originalität eines solchen Textes ist schwierig zu beantworten. Darüber hinaus wäre es aber auch interessant, Bücher von Menschen mit und ohne Behinderungserfahrung aus demselben Zeitraum zu vergleichen und zu untersuchen, ob und inwiefern sich die Texte unterscheiden.

In der Populärliteratur und auch im Kino wird Behinderung oft eindimensional dargestellt. Wir alle kennen das autistische Musikgenie, die fluchende Person mit dem Tourette-Syndrom oder den schizophrenen Menschen mit einem guten und einem bösen Persönlichkeitsanteil. Sind das nicht Anzeichen dafür, dass Behinderung eben nicht adäquat erzählt wird?

Diese Bedenken sind berechtigt. Mit Erzählter Behinderung ist noch nicht festgelegt, wie differenziert und ausführlich Behinderung in einem literarischen Text zur Sprache gebracht wird. Je mehr Raum die Erfahrung mit Behinderung in einem Buch einnimmt, desto

grösser ist die Erwartung, dass diese Schilderung eine gewisse Tiefe, Glaubwürdigkeit und Differenziertheit hat. Wenn die Behinderung hingegen nur ein Nebenschauplatz ist, kann es sein, dass die Darstellung stark reduziert ist. Wenn sie dann ins Klischeehafte abgleitet, ist das meines Erachtens nicht *per se* abzuwerten. Vielleicht soll damit angedeutet werden, dass eine Person einen klischierten Eindruck auf die anderen macht.

Die Literatur ist ja voller Figuren, die andersartig sind. Aus der Literaturwissenschaft wissen wir, dass gewisse Darstellungen Stereotype perpetuieren. Aber nicht nur Stereotype, sondern insgesamt Andersartigkeit: Wenn wir von Erzählter Behinderung sprechen, verstärken wir dann nicht die Andersartigkeit von Menschen mit einer Beeinträchtigung? Das Stigma des «Anderssein» können sie dadurch gar nicht loswerden. Wie sehen Sie das?

Menschen sind bekanntlich alle gleich, nämlich verschieden. Dabei müssen wir aber zwischen Vielfalt und Andersartigkeit unterscheiden: Es spielt zum Beispiel keine grosse Rolle, ob ich 1,50 Meter oder 2 Meter gross bin. Wenn ich jedoch nur 1,10 Meter gross bin oder aber 2,10 Meter, dann bin ich nicht mehr einfach kleiner oder grösser, denn ich muss ein Spezialgeschäft aufsuchen, um passende Kleider zu finden, oder ich brauche Hilfe, um gewisse Dinge zu erreichen.

Für mich sind Gleichheit und Vielfalt dort trügerisch, wo es Unterschiede gibt, die mit offensichtlichen Schwierigkeiten verbunden sind. Behinderungen sind genau solche Unterschiede, die nicht innerhalb eines Spektrums liegen. Ob jemand einen IQ zwischen 90 und 120 hat, spielt für die

Alltagsbewältigung keine grosse Rolle; wer aber einen IQ von 30 hat, hat grosse Mühe, sich selbständig in unserer Welt zu bewegen. Ist diese Andersartigkeit dann einfach nur als Vielfalt zu betrachten? Das denke ich nicht.

Die Literatur sollte diese Unterschiede nicht einfach nur schön und klein reden, sondern sie ansprechen und darstellen. Sie hat das Potenzial, diese Andersartigkeit zugänglich zu machen. Das ist ganz wichtig, denn meiner Meinung nach fehlt das Bewusstsein, dass aus der Andersartigkeit auch eine Berechtigung wächst: Jede Person soll jene Unterstützung bekommen, die es ihr zumindest ein bisschen erleichtert, im Leben klarzukommen und am Leben teilzuhaben. Es kann gefährlich sein, wenn man sagt, alle Menschen sind gleich, weil man dadurch die Andersartigkeit von Menschen mit besonderen Bedürfnissen verkennt.

Und das heisst ja nicht, dass man Menschen mit Beeinträchtigung nicht als vollwertig betrachtet. Die Frage ist doch: Was passiert dort, wo das Merkmal «Beeinträchtigung» zu einer Einschränkung und die Andersartigkeit aufgrund dieses Merkmals zum Thema wird? Das ist immer dann der Fall,

wenn die Umwelt die Menschen behindert, dann bringt das Merkmal «Beeinträchtigung» die Andersartigkeit zum Vorschein.

Bei Fragen rund um Behinderung gibt es Wellenbewegungen: Eine Zeit lang wird differenziert und aufgefächert, indem zum Beispiel Spezialschulen gegründet und Fördermassnahmen eingeführt werden. Und danach kommt eine Gegenbewegung, die der Spezialisierung entgegenhält – und auf einmal will man alle Schülerinnen und Schüler in eine Klasse schicken. Und dann realisiert man, dass auch das nicht funktionieren kann. Man muss aufpassen, dass man in diesen Pendelbewegungen frühere Fehler nicht wiederholt. Gleichzeitig braucht es aber Korrekturen und Gegenbewegungen.

Ist mit Andersartigkeit, mit der Zuschreibung von Diagnose- und Behinderungsbegriffen eine Wertschätzung oder Abwertung verbunden? Solange das nicht geklärt ist, besteht immer die Gefahr, dass Behinderungsbegriffe als Schimpfwörter gebraucht werden, wie wir das auf den Pausenplätzen beobachten können. In der Literatur äussert sich kaum jemand abschätzig über Behinderungserfahrung, sondern vielmehr besteht ein Interesse am Fremden.

Die Onlinedatenbank «Erzählte Behinderung» erschliesst und verortet literarische Texte über Erfahrungen und Vorstellungen von Menschen mit besonderen Bedürfnissen, deren Angehörigen und Bezugspersonen. Die Datenbank war Teil des gleichnamigen Forschungsprojekts zur «narrativen Heilpädagogik», welches 2009 am *Institut Spezielle Pädagogik und Psychologie der Pädagogischen Hochschule FHNW* von Prof. Dr. Johannes Gruntz-Stoll initiiert, gemeinsam mit Dozierenden und Assistierenden realisiert und 2012 abgeschlossen worden ist. Im Jahr 2013 hat das *Schweizer Zentrum für Heil- und Sonderpädagogik* als Kooperationspartner Hosting und Betrieb der Datenbank übernommen. Ende 2021 wurde die Sammlung in *edudoc.ch*, den *Schweizerischen Dokumentenserver Bildung*, integriert. Die thematische Sammlung «Erzählte Behinderung» umfasst gegenwärtig 432 Titel, welche anhand von gegen vierzig Deskriptoren recherchiert werden können.
www.erzaehltebehinderung.ch

Wenden wir uns wieder den Darstellungen von Behinderung in literarischen Texten zu: Ganz grob können wir festhalten, dass noch im 19. Jahrhundert Figuren mit Beeinträchtigungen oft als böse oder zwielichtig dargestellt wurden. Gängige äusserliche Merkmale waren zum Beispiel: Buckel, Hincebein oder spezielle Kopfform. Diese Figuren waren immer Stellvertreter für etwas – das Böse, das Gefährliche, das Kriminelle. Dann setzte ein Wandel ein und die Figuren mit Behinderung wurden mehr und mehr zu liebenswerten Sympathieträgern. Seit Sie sich mit dem Thema beschäftigen: Welchen Wandel stellen Sie fest in den Darstellungsformen von Figuren mit Behinderung?

Bei Franco Moretti habe ich das *distant reading* kennengelernt: Man zieht mehrere Bücher heran und schaut auf der Ebene des Titels und Klappentextes, um was es in ihnen geht. Dann arbeitet man heraus, welche Themen auftauchen und fragt sich, auf welche Art und Weise die Themen in einem bestimmten Zeitraum bearbeitet werden. Mit dieser Methode kann man zum Beispiel die Frage untersuchen, wann ein bestimmtes Motiv in der Literatur auftaucht. Zum Beispiel kam das Thema Autismus besonders häufig vor, nachdem der Film *Rain Man* in den Kinos gezeigt worden war. Wenn die Zeit reif ist oder es ein prominentes Medienereignis gibt, wenden sich Verlage sowie Autorinnen und Autoren vermehrt einem bestimmten Thema zu. Das Interesse steigt – und nimmt mit der Zeit wieder ab. Selbst habe ich mit Blick auf Wertungen keinen nennenswerten Wandel in den Darstellungsformen von Figuren mit Behinderung festgestellt. Ich bin aber davon überzeugt, dass das eine sehr spannende und bereichernde Untersuchung wäre.

Gerade beim Thema Autismus stelle ich fest, dass es zu einer positiven Stereotypisierung kommt. Das Autismus-Spektrum ist breit, aber es wird immer nur die Sonderbegabung aus dem Spektrum herausgepickt – zum Beispiel das autistische Musikgenie, das ein Lied hört und es gleich nachspielen kann. Auch hier könnten wir diskutieren, ob diese Darstellung glaubwürdig ist oder ob Behinderung undifferenziert romantisiert wird. Es scheint fast so – ob im Film oder in der Literatur – dass sich gewisse Behinderungsarten wie Autismus und Trisomie 21 gut darstellen lassen im Gegensatz zu einem Mädchen mit einer komplexen Mehrfachbehinderung.

Zweifellos. Die Art der Behinderung entscheidet darüber, in welchem Medium und auf welche Weise davon erzählt werden kann. Es wäre klug, das Verfahren des *distant reading* mit dem *close reading* zu kombinieren. Ein *close reading* mache ich in der Regel, wenn ich ein Buch lese und in die Geschichte eintauche. So kann ich gewisse Aspekte vertieft untersuchen – zum Beispiel die Art und Weise, wie eine bestimmte Beeinträchtigung dargestellt wird.

Schlägt sich der gesellschaftliche Wandel – abzulesen an der Einführung der IV, der Erklärung von Salamanca oder der UN-BRK – auch darin nieder, wie Behinderung in der Literatur dargestellt wird?

Ja, ganz eindeutig. Autorinnen und Autoren schreiben immer als Zeitgenossinnen und Zeitgenossen. Das heisst, sie schildern die Dinge so, wie sie sie kennen, ausser

wenn sie beispielsweise einen historischen oder utopischen Roman schreiben. Die Meilensteine, die Sie erwähnen, müssen natürlich nicht explizit in die Texte einfließen, aber die damit einhergehenden Veränderungen in der Haltung und den Einstellungen hinterlassen Spuren. Es ist zum Beispiel kaum vorstellbar, ein Buch über die heutige Zeit zu schreiben und dabei das Handy und die sozialen Medien auszuklamern.

Gleichzeitig bin ich davon überzeugt, dass Autorinnen und Autoren eine Art Seismografen sind. Sie wittern Veränderungen, bevor diese überhaupt ins Bewusstsein einer breiteren Bevölkerung treten. Vielleicht haben sie noch nicht die geeigneten Begriffe, aber sie spüren, dass es Zeit wird für eine Veränderung. Manchmal ist die Literatur sicherlich der Zeit voraus, manchmal hinkt sie aber auch hinterher. Grundsätzlich denke ich, dass sich die gesellschaftlichen Veränderungen und Verhältnisse in den Geschichten Erzählter Behinderung spiegeln.

Heute haben viele junge Menschen bereits früh in der Schule Kontakt mit Menschen mit Beeinträchtigung. Das war bei uns noch anders, weil es Ende der 1990er- und in den Nullerjahren noch die Kleinklassen gab. Wir können gespannt sein, ob sich diese Erfahrungen in der Literatur niederschlagen werden, wenn eine neue Generation von Autorinnen und Autoren heranwächst.

Das ist ein interessanter Gedanke. Ich bin überzeugt, dass sich die Erfahrungen der jungen Menschen – das veränderte Bewusstsein und Wissen – früher oder später in der Literatur niederschlagen werden.

Was kann Literatur über Behinderung leisten? Hat sie die Kraft, in der Bevölkerung das Verständnis für die Situation von Menschen mit einer Behinderung zu wecken und in diesem Sinne auch zu bilden?

Aus meiner Sicht schon. Aber mit dem Vorbehalt, dass Literatur über Behinderung nur diejenigen Menschen erreicht, die solche Bücher überhaupt lesen. Bei diesen Leserinnen und Lesern werden solche Erzählungen etwas auslösen. Einen in diesem Zusammenhang nützlichen Begriff hat Fritz Breithaupt geprägt: «Kulturen der Empathie». Literatur kann zu einer Kultur der Empathie beitragen. Das heisst etwa, dass ich mich vorübergehend in die Situation eines Menschen mit Beeinträchtigung versetze und dadurch meinen Horizont erweitere – und hoffentlich etwas einfühlsamer und verständnisvoller werde. Ein Beispiel: Menschen im Rollstuhl mussten früher auf Zugreisen im Gepäckwagen mitfahren. Ich erinnere mich an eine Szene bei Ursula Eggli, in der sie mit dem Lift in den Gepäckwagen verfrachtet wird. Sie erzählt, wie der Zug aus einem Missverständnis heraus zu fahren beginnt. Glücklicherweise wirft der Lokführer nochmals einen Blick zurück und hält an. Für Eggli war das ein Schreckensmoment. Seit der Lektüre dieses Textes bin ich nicht mehr derselbe Mensch, wenn ich daran denke, was es heisst, als Person im Rollstuhl in der Schweiz eine Reise anzutreten. Mit diesem Beispiel möchte ich zeigen, dass Literatur zu einer Kultur der Empathie beitragen kann: Wir versetzen uns vorübergehend in die Situation eines Menschen mit Beeinträchtigung und können lernen, etwas einfühlsamer und verständnisvoller zu werden.



Johannes Gruntz-Stoll, geboren 1952, ist in Basel aufgewachsen. Nach mehrjähriger Lehrtätigkeit hat er Pädagogik, Pädagogische Psychologie, Philosophie und Ethnologie studiert. Er war in der Aus- und Weiterbildung von Lehrpersonen und als Praxisberater und Dozent für Sonderpädagogik tätig. Von 2002 bis 2008 leitete er das *Institut Spezielle Pädagogik und Psychologie* der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz. Gruntz-Stoll wurde im Jahr 2013 emeritiert. Seither engagiert er sich sozial und beteiligt sich an Recherche- und Publikationsprojekten. Im Jahr 2017 gründete er den Verlag *Das Archiv*.

Abschliessend möchten wir auf den Begriff Narrative Heilpädagogik zu sprechen kommen. Was müssen wir uns darunter vorstellen?

Christian Mürner, Susanne Schriber und ich haben vertieft zum Thema der Narrativen Heilpädagogik gearbeitet und den Begriff geprägt. Unsere Idee war es, dem Erzählen in der Heil- und Sonderpädagogik mehr Raum zu geben. Dabei war für mich Wilhelm Schapp mit seiner Geschichtenphilosophie eine wichtige Inspiration. Sein Grundgedanke ist, dass Menschen immer in Geschichten verstrickt sind und diese Geschichten unser Zusammenleben in Gang halten – ob mit oder ohne Behinderung, ob als Betroffene, Angehörige oder Fachperson. Wir erzählen uns die Geschichten gegenseitig, tauchen so gemeinsam in sie ein und lösen uns wieder daraus. Während des Erzählens kann man versuchen, sich in die Lage des anderen zu

versetzen und sich selbst besser zu verstehen – und hoffentlich auch angemessener auf andere zu reagieren.

Inwiefern ist die Narrative Heilpädagogik von der Erzählten Behinderung abzugrenzen?

Es hängt davon ab, von welchem Standpunkt aus ich auf die Phänomene blicke. Erzählte Behinderung meint das alltagstaugliche Erzählen – also auch die Literatur. Und die Narrative Heilpädagogik ist als wissenschaftstheoretischer Begriff zu verstehen, hinter dem das Konzept steckt, Erzählungen zu nutzen, um daraus bestimmte Erkenntnisse zu gewinnen – zum Beispiel durch Textanalysen und -interpretationen, die systematische Auseinandersetzung mit Situationen des heilpädagogischen Handelns oder die Vermittlung von Erkenntnissen anhand von Erzählungen.

Dann geht es also nicht mehr nur um Literatur, sondern auch darum, dass zum Beispiel ein Kind mit einer Beeinträchtigung sehr offen sein eigenes Narrativ spinnen kann. Im Gegensatz beispielsweise zu einem leitfadengestützten Interview besteht also eine gewisse Offenheit im Erzählen, die auch zugelassen werden will.

Ja, das fällt ebenfalls unter dieses Konzept. Das zeigt auch, dass die Narrative Heilpädagogik etwas leistet, das die empirische Wissenschaft und Forschung über Behinderung kaum zu leisten vermögen. Die Narrative Heilpädagogik schafft einen Gegenpol zu den Verallgemeinerungen, zur Abstraktion und Objektivierung, wie sie nach der empirischen Wende eingesetzt haben. Wir haben es in der Schule und in der Familie immer mit Individuen zu tun. Deshalb muss man einen Weg finden, damit das Einzigartige einen Raum bekommt: Wie geht es dieser Person? Was geht in ihr vor? Der Beitrag der Narrativen Heilpädagogik ist es, das Konkrete, Individuelle und vergleichsweise Subjektive ins Zentrum zu stellen. Deshalb ist sie für mich die richtige Akzentsetzung. Nicht als Dogma, sondern eher als Ergänzung und Korrektur des Verallgemeinerten, Abstrakten und scheinbar Objektiven.

Daniel Stalder

*Wissenschaftlicher Mitarbeiter SZH/CSPS
daniel.stalder@szh.ch*

Damaris Gut

Praktikantin Edition SZH/CSPS

Impressum

**Schweizerische Zeitschrift für
Heilpädagogik, 28. Jahrgang, 7–8/2022
ISSN 1420-1607**

Herausgeber

Stiftung Schweizer Zentrum
für Heil- und Sonderpädagogik (SZH)
Haus der Kantone
Speichergasse 6, Postfach, CH-3001 Bern
Tel. +41 31 320 16 60
szh@szh.ch, www.szh.ch

Redaktion und Herstellung

Kontakt: redaktion@szh.ch
Verantwortlich: Romain Lanners
Redaktion: Noëlle Fetzter, Andrea Rauchenstein,
Silvia Schnyder, Daniel Stalder
Rundschau und Dokumentation: Thomas Wetter
Inserate: Remo Lizzi
Layout: Weber Verlag AG

Erscheinungsweise

9 Ausgaben pro Jahr, jeweils in der Monatsmitte

Inserate

inserate@szh.ch
Preise: ab CHF 220.– exkl. MwSt.
Mediadaten unter www.szh.ch/inserieren

Auflage

1880 Exemplare (WEMF/SW-beglaubigt)

Druck

Ediprim AG, Biel

Jahresabonnement

Digital-Abo CHF 74.90
Print-Abo CHF 84.90
Kombi-Abo CHF 94.90

Einzelausgabe

Print CHF 11.– (inkl. MwSt.), plus Porto
Digital CHF 10.– (inkl. MwSt.)

Abdruck

erwünscht, bei redaktionellen Beiträgen
jedoch nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion

Hinweise

Der Inhalt der veröffentlichten Beiträge von
Autorinnen und Autoren muss nicht mit
der Auffassung der Redaktion übereinstimmen.

Weitere Informationen erhalten Sie
auf unserer Website www.szh.ch/zeitschrift

